



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stölzel, Adolf: Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie.
1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie

Von Adolf Stölzel in Berlin

1.



Die Sprache des Volkes entwickelt sich mannigfach ähnlich der Sprache des Kindes. Mit den einfachsten Lautbildungen kürzester Form beginnt man die nächstliegenden Dinge zu bezeichnen, wie sie das äußere Leben in der Natur, aber auch das innere Leben in der Gedankenwelt, in Religion und Sitte vor Augen führt.

Fortdauernd vermehrt sich dann der anfangs recht dürftige Wortschatz. Der Vermehrung geht aber voraus, daß das ursprünglich nur eindeutige Wort verschiedene Bedeutungen annimmt, die zwar sehr auseinander zu liegen und wenig mit der Urbedeutung in Zusammenhang zu stehen scheinen, indes mit ihr durch eine Gedankenbrücke doch leicht in Verbindung gebracht werden können. Für jede Sprache ist eines der wesentlichsten Mittel, ihren Wortschatz zu vermehren, die Entlehnung aus fremder Sprache, ermöglicht durch die naturgemäße Mischung der Völker. Hier hat die Sprachvergleichung gewisse normative Grundsätze gefunden, nach denen sich die vom Bedürfnis als geboten erkannte Entlehnung vollzieht, und durch die dem Sprachforscher der gangbare Weg gewiesen wird, den Ursprung der Entlehnung zu erkennen. Dem Laien scheint sie oft nur ein sonderbares Wundergebilde zu sein. Verspottet man doch solche Entlehnung beispielsweise mit dem bekannten Scherz, das deutsche Wort „Fuchs“ sei nichts anderes als das griechische Wort *alopex*; die Wandlung des griechischen Wortes in das neuere deutsche haben einfach die Stufen *alopex*, *lopex*, *opex*, *pex*, *pix*, *pox*, *pux*, *fux* durchlaufen. Und gleichwohl ist die Identität zwischen dem griechischen *hodos*, Genitiv *hodontos*, und dem lateinischen *dens*, dem französischen *dent*, dem spanischen *diente*, dem englischen *tooth* oder *dental* und dem deutschen Zahn wissenschaftlich erwiesen; diese Umbildung entspricht den Gesetzen der Lautverschiebung; denn der „Genitivus“, der „Zeugungsfall“, ist es, der die Neubildung aus dem Stammwort hervorbringt, dessen Anfangsbuchstabe mannigfach auf Abstoßung oder Änderung gefaßt sein muß. Also wenngleich die Verwandlung des griechischen *Alopex* in den deutschen Fuchs nichts ist als ein unwissenschaftlicher Scherz, so stellt sich die Umwandlung des griechischen

„Hobus“ in den lateinischen „dens“ und in den deutschen „Zahn“, der auch nicht einen Buchstaben mit Hobus gemein hat, als durchaus wissenschaftlicher Ernst dar. Dies erfuhr man schon vor Menschenaltern und erfährt es noch heute auf unseren Gymnasien.

Im Gegensatz zu solcher vom wissenschaftlichen Standpunkt aus regelmäßig vollzogenen Umlautung tritt mannigfach umgekehrt eine unleugbar erfolgte Entlehnung aus fremder Sprache zutage, die dem Bedürfnis nach der Bildung eines neuen Wortes einfach dadurch entspricht, daß ohne genügende Beachtung des dem Stammwort bewohnenden Sinnes dies Stammwort in völlig verfezierter Gestalt herübergenommen wird. Hier wirkt zuweilen weniger der Verstand der Verständigen als der Unverstand der Unverständigen im Volke mit. Die Franzosen „portent une santé“, die Deutschen „bringen eine Gesundheit aus“ oder rufen sich zu: „ich bring's dir!“ Die Italiener machen aus diesem „ich bring's dir“ sinnlos (als handle es sich etwa irgendwie um ihre Hafenstadt Brindisi) „un brindisi“, heute ein bei ihnen allgemein üblicher Trinkspruch, von dem sich noch die weiteren Worte ableiten: brindizzare und brinzare, auch brindeggiare für zutrinken, brindeggiata für Beche. Sie alle verzeichnet im Jahre 1700 Beneronis Dictionnaire des quatre langues principales, wo auch zu lesen ist: „brindesi, un brinds ou brings à l'Allemande à votre santé, . . .“ „ich bring es euch.“ Ähnlich steht es mit dem französischen „vasistas“, worin nichts anderes zu suchen ist, als die Aufnahme des deutschen „Was — ist — das“. Darüber konnte deshalb im Jahre 1812 der Abbé Mozin in seinem „nouveau dictionnaire complet“ schreiben: „Vasistas, petite partie mobile d'une porte ou d'une fenêtre, qui s'ouvre à volonté, corruption de l'allemand“ „was ist das; Guckfenster; ouvrir le vasistas das Guckfenster öffnen.“ Fast noch eigentümlicher mutet die „Korruption“ an, die sich unser Schalksnarr des vierzehnten Jahrhunderts, der brave Till Eulenspiegel, in Frankreich hat gefallen lassen müssen, indem man dort jeden Schelm zu einem Eulenspiegel, d. h. zu einem espiègle und jede Schelmerei zu einer espièglerie machte*). Vom Till Eulenspiegel benutzte der Franzose einfach den „Spiegel“, vielleicht las er ihn, in Unkenntnis, daß e hinter i im Deutschen nur Dehnungszeichen ist, „Spi-e-gel“, um sich dann daraus, die Gesetze der Lautverschiebung während, seinen „espiègle“ zu formen. Ebenso wahrte er diese Gesetze, als er aus dem altdeutschen Faltstuhl seinen Fauteuil machte, mehr als der Deutsche, dem es vorbehalten blieb, seinen „Faltstuhl“ in einen „Feldstuhl“ zu verwandeln. Dieselbe Quelle, die dies ausführt**), erörtert auch, daß die nach Konstantinopel eingewanderten Griechen ihre zelosia (vom griechischen zelos, der Eifer), d. h. die Eifersucht, dorthin mitbrachten und so die Holzgitter vor den Haremsgemächer

*) Siehe z. B. Mozin, Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache (1811): „Eulenspiegel (schelmischer possenhafter Mensch) espiègle.“ Speculum, Spiegel ist sonst in das Französische nicht übergegangen.

**) S. Stanjel im Berliner Tag vom 22. Juni 1913, 3. Beiblatt.

fenstern nannten, in denen sie ein Zeichen der Eifersucht erblickten. Das gab den Italienern Anlaß, ihre *gelosia*, wie den Franzosen ihre *jalousie* in richtiger Lautverschiebung zu bilden, mit ihr aber sowohl den Begriff der Eifersucht als den des Holzgitters zu verbinden, während die Deutschen von der *Jalousie* nur in der letzteren Bedeutung Gebrauch machen.

Geradezu „ein Zeichen des allzuoft und schon früh in unserer Sprache obwaltenden Ungechicks“*), ähnlich lautende Wörter aus fremder Sprache zu übernehmen, ist es aber, wenn das griechische, in das lateinische übergegangene *archi*, das in Zusammensetzungen eine Steigerung bedeutet, weil es vom griechischen *archo* (der Erste sein) herkommt, in ein deutsches „Erz“ umgeformt ist und uns so den Erzherzog, den Erzpriester und Erzbischof, wie den Erzihelm gebracht hat, lediglich zu Ehren der Lautverwandtschaft zwischen *archi* und *Erz* und ohne jede Rücksicht darauf, daß *Erz* im Deutschen doch seine selbständige, ganz andere Bedeutung hat. Eine ähnliche auffällige Leistung deutschsprachlicher Lautverschiebung ist es, wenn der Deutsch-Amerikaner seines heimischen Deutsch vergißt und statt eines Bielliebchens mit seiner Tischnachbarin ein „Philippinchen“ verpeißt. Auch das ist rechte, echte, in den Augen der Wissenschaft freilich auch recht schlechte Volksetymologie. Ähnlich wird in England und in Frankreich mit dem deutschen Bielliebchen verfahren. Sogar in englischen Westentaschenwörterbüchern steht zu lesen: „*filli peen* Bielliebchen.“ Und Sachs-Willatte schreiben in ihrem französischen Wörterbuch (1896): *philippine* (corruptum aus deutschem Bielliebchen, Philippchen), *bon jour*, *philippine*, „guten Morgen, Bielliebchen.“ Die Volksetymologie hat es also — selbstverständlich unbekannt mit der Bedeutung des Namens Philipp und deshalb unabsichtlich — fertig gebracht, unser hübsches Bielliebchen zu einem jedenfalls weniger hübschen Liebpferdchen umzumodeln; denn bekanntlich bedeutet Philipp laut seines griechischen Ursprungs nichts anderes als Pferdliebhaber. Ein größliches Verwandlungskunststück der Volkssprache in Italien war es denn auch, die römischen *feriae Augusti*, d. h. die Feier des ersten August als Geburtstag des Kaisers Augustus zum heute noch dort als Jahresanfang gefeierten *ferragosto* und damit zu einem Kirchenfest zu machen, welches dem Wunder der Zusammenschweißung (des *ferrare*) der Ketten Petri galt. *Feriae* und *ferrare* haben sprachlich nichts gemein; man benutzte nur die beiden gemeinsamen ersten drei Buchstaben und verdoppelte völlig unberechtigt den letzten von ihnen. Damit war der Anklang an das *ferrare* herbeigeschafft**).

Befolgt hiernach auf der einen Seite die Sprachentwicklung unwandelbare Gesetze der Lautverschiebung, so wirkt bei ihr auf der anderen Seite Irrtum und Unwissenheit in starker Weise mit und erwirbt sich eine gewisse Herrschaft. Wer aber jenen Gesetzen nachgehen will, muß in die ferne Vergangenheit zurück-

*) Grimm, Deutsches Wörterbuch unter „Erzherzog“.

***) Siehe darüber den Berliner Tag vom 20. und 24. August 1913, sowie die dortigen Zitate.

greifen. Nicht bloß Schriftzeichen sind es, die hier den Weg weisen, auch die ältesten bildlichen Darstellungen spielen dabei eine Rolle, namentlich soweit sie mit geheiligten Bräuchen in Zusammenhang stehen. Hierhin gehören vor allem die Feiern religiöser Feste und die bei ihnen gespendeten Opfer. Solche Darstellungen liefert nicht bloß die Skulptur, sondern auch sehr unbewußt manches von dem, was die arbeitende Menschenhand im Getriebe des täglichen Lebens von langher bis in die Gegenwart für jeden Hausstand schuf und noch schafft. Darunter spielen mehr, als auf den ersten Blick glaublich erscheint, Gebäcke eine Rolle, wie sie der Bäcker oder die Hausfrau aus unschwer gefügigem Material von Generation zu Generation gewohnheitsmäßig mit den einfachsten und natürlichsten, sich eigentlich von selbst ergebenden Handgriffen formen. Was wäre wohl natürlicher, als daß derjenige, dem die Aufgabe gestellt ist, einen Klumpen zurechtgemachten Teiges zu backen, zunächst auf die Bildung runder oder länglicher Laibe Brot verfällt, dann aber, wenn er etwas Besonderes schaffen will, darauf, den Teig zu schmalen Streifen in die Länge zu ziehen und, weil solches schmale Gebäck weder für ihn, noch für den, der es verwenden soll, handlich ist, die zwei Spitzen, in die es naturgemäß ausläuft, umbiegt, so daß sie sich nähern oder zu einem Ringe vereinen? Die ältesten Gebäcke werden großen Maßes und einfachster Gestalt gewesen sein, erst die späteren klein und in der Form künstlich. Die Gebäcke, die so entstehen, sind eine Quelle, die sowohl für mythologische wie etymologische Forschung nicht zu mißachten ist, und sie sind als solche bereits mannigfach literarisch verwertet worden, indes noch keineswegs erschöpfend. Ein Beispiel mag das lehren.

So ziemlich jeder Deutsche kennt eine „Brezel“; wie viele wissen den Ursprung des Wortes, wie viele seine Bedeutung? Und doch hat jedermann, der die Feder niederlegend, darüber mit untergeschlagenen Armen nachsinnt, unbewußt im wahrsten Sinne des Wortes die Brezel „vor sich“, wenn er gesenkten Hauptes seinen Blick auf sich selbst richtet. Denn nichts anderes gibt die Brezel wieder, als eine Nachbildung seiner untergeschlagenen Arme, zwar nicht in ihrer vollen Größe, aber doch im Kleinen. Gerade zu Ehren des letzteren Umstandes heißt das Gebäck Brezel; sonst müßte es Breze heißen. Brezel ist nur das Diminutiv von Breze, einem uns verloren gegangenen Worte, das in Grimms Deutschem Wörterbuche aufgeführt wird mit der Erläuterung: *Spira pistoria panis figuram brachiorum plicatorum habens*, also ein in Gestalt untergeschlagener Arme gebackener Brotring. Da die Breze von der Brezel verdrängt ist, so lernt man, daß das Gebäck im Laufe der Zeit an seiner Größe verloren hat; die Brezel hat die Überhand erlangt. Die Breze ist aber gleich der Brezel, wie wir wohl alle fühlen, nicht urdeutsch. Sie kam zu uns aus Italien und wanderte in dessen Sprache aus dem Lateinischen, aber in dieses aus dem Griechischen: das dortige Wort *brachion* (Arm) wurde zum Lateinischen *brachium* und dann zum italienischen *braccio*. Schwerlich hat der Italiener das gebackene Abbild untergeschlagener Arme *braccio* genannt; denn so wenig der Deutsche

je darauf verfallen wäre, das Wort „Arm“ für die Bezeichnung der beiden in einander geschlagenen Arme zu verwenden, konnte der Italiener dazu kommen, solche Armverschlingung *braccio* zu nennen. Ein einzelner Arm, in Teig nachgeformt, hätte nimmermehr die Gestalt einer Breze angenommen. Anders wurde die Lage der Dinge, sobald man in dem zu wählenden Worte zum Ausdruck brachte, daß es sich um beide Arme handle. Das geschah durch den Gebrauch des Plural, der im Italienischen *bracci* heißt. Es ist darum wohl zu unterstellen, daß die Italiener das Gebäck, wenn sie es kannten, *bracci*, und nicht etwa *braccio* nannten. Aus dem italienischen *bracci*-Gebäck lag es denn auch viel näher, das deutsche Breze-Gebäck zu entwickeln, als aus einem etwaigen *braccio*-Gebäck. Weiter bildete sich, wie aus dem lateinischen *brachium* das *brachiolum*, so aus dem italienischen *braccio* das *bracciolo* und aus Breze die deutsche Brezel. Sie ist also nicht etwa eine Schöpfung ältester deutscher Sprache.

Eine in gewisser Beziehung ähnliche Entwicklung aus dem italienischen *braccio* vollzog sich im Französischen. *Braccio* bedeutet nicht bloß den Arm, sondern auch ein durch die Armeslänge bestimmtes Maß, die italienische wie die deutsche Elle. Die französische Elle hat etwa die doppelte Länge, also die Länge beider Arme; sie heißt im Französischen *brasse*, was anscheinend — wie die Breze — vom Plural *bracci* stammt. Während der Italiener dem Worte *braccio* die Doppelbedeutung von Arm und Längenmaß gab, schuf sich der Franzose aus den beiden Bedeutungen des *braccio* zwei Wörter (*bras* und *brasse*), der Deutsche benutzte das italienische *braccio* nur, um ein Gebäck danach zu benennen.

Dies Gebäck hatte eine unverkennbare Verwandtschaft mit einem einfacheren und schon deshalb wohl älteren Gebäck, das von seiner Gestalt her einen urdeutschen Namen trägt. Es bildet einen Kreis, einen Ring und heißt deshalb Ring oder Kring, verwandelte sich aber mit der Zeit — genau wie die Breze — in sein Diminutiv, weil es (gleich der Breze) allmählich mehr in verkleinerter Form gebacken zu werden pflegte. So entstand der heutige Kringel. Der „Kring“ oder „Ring“ als Gebäck ragt aber noch in die neuere Zeit herüber; denn um 1780 schrieb z. B. Merck aus Darmstadt an Goethe: „meine Frau läßt schon einen Pfingstkringen mehr für Sie backen,“ und Vilmar's „Namenbüchlein“ kennt (1865) noch den „Rinkenbecker“. Das Ringgebäck ist zwar nach dem Grimmschen Wörterbuch erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert bezeugt, aber „sicher uralt“.

Aus erheblich viel früherer Zeit als der gebackene Ring datiert der metallene. Nach heidnischer altgermanischer Sage besitzt Odin (Wotan) den goldenen Ring Draupnir, von dem jede neunte Nacht acht ebensolche Ringe niederträufen. Diesen mit Wotan verbrannten Ring bietet der Diener der Frühlingssonne Freyr der jungfräulichen Erde Gerda, um sie für seinen Herrn zu gewinnen. So lehrt die Edda, deren Sagenkreis, gleich dem unserer anderen alten Helden-

gedichte, weit zurück über das zehnte Jahrhundert reicht. Aus Ringen besteht der Hort im Schatzhaus des Jütenkönigs Beowulf, dessen Sage die Angeln schon im fünften Jahrhundert nach Britannien trugen. Ringe sind im Heland das „gewundene Gold“, das der Fürst, der „Kingspender“, seinen Helden oder seinem Sänger zum Lohne gibt, und im Nibelungenlied sind sie „das rote Gold“, das Siegfrieds Mutter ihm zuliebe beim Hofgelag nach „alter Sitte verteilt“. In demselben Liede spielt der Ring noch seine besondere Rolle. Ehe es gemünztes Geld gab, bilden eiserne und goldene Ringe das Tauschmittel; sie werden auf Schnüre gezogen, aber auch — in Stücke gehauen, wie sie öfters gefunden sind — als Scheidemünze verwendet.

An den Ring als Tausch- oder Zahlungsmittel erinnerten die Gallier, die schon früh gemünztes Geld kannten, dadurch, daß sie auf der Münze, um den Wert derselben erkennbar zu machen, einen Ring oder ein Pferd abbildeten. Und der Ring Wotans, der die nützliche Eigenschaft hat, weitere Ringe zu gebären, lebt noch heute fort, in dem „Heckmännchen“ oder „Heckethaler“, den die älteren unter uns einst für ihre Sparbüchsen geschenkt erhielten und darin ängstlich bewahrten. Ein solches Heckmännchen galt als „Wunschding“ oder als „Brutpfennig“, wie der zum Aberglauben gewordene Wotansglaube in seiner bis zur Gegenwart hinabreichenden Blütezeit lehrt. Auch die Bedeutung der Hingabe des Ringes als Hingabe des Kaufgeldes hat sich noch sichtbar erhalten. Der Engländer kennt kein Wechseln des Ringes bei der Trauung, sondern kennzeichnet nur den alten Brautkauf dadurch, daß ausschließlich die Braut vom Bräutigam den Ring dargereicht erhält. Im ersten deutschen Ritterroman (elftes Jahrhundert) geschieht die Darreichung des Ringes auf dem Schwertgriff*). Ein altes deutsches Sprichwort sagt deshalb: „Ist die Jungfer beringt, ist sie gedingt,“ und der Lateiner übersetzt das: „virgo annulo accepta, vendita est“**). Tacitus bezeugt die Ringe als die beliebteste Zierde der Germanen und meint damit die um Hals und Arme (zum Schutze im Kampfe) angebrachten Ringe. Sie wurden gleich dem Helm und Schild dem Manne mit in das Grab gegeben. Der Domherr Adam von Bremen nennt darum unter mitbegrabenen wertvolleren Gegenständen die pecunia. So kommt es, daß der Ring ursprünglich als das Symbol des Weges gedacht ist, den die Sonne, der höchste Gott, täglich am Himmel beschreibt. Die Sonne hat der Welt ihr Dasein gegeben. Wem bringt diesen ältesten und veralteten Glauben nicht die Lehre unserer heutigen Astrophysiker in die Erinnerung, daß mit der von der Natur geforderten als normal erkannten allmählichen Abkühlung der Sonne alles, was auf der Erde lebt, unentrinnbar der Vernichtung verfallen sei? Auch als Symbol des menschlichen Nachlasses gilt vor alters die Sonne. Die Bilder

*) Vgl. Wackernagel, Zeitschrift für deutsche Altertümer 9, 551. Auch Deutsches Wörterbuch unter „Heckmännchen“. Simrock, Edda S. 447. J. Grimm, Kleine Schriften 2, 199.

***) Frisch, Teutsch-Lateinisches Wörterbuch. 1741.

einstiger Gottheiten zeigen um deren Hals und in deren Hand den Ring. Unter dem Schutze des Ringes kämpfen die Krieger. Gleich den Männern tragen auf alten Skulpturen die Frauen den Halsring*).

Auf einer der Schmalseiten des im Louvre befindlichen uralten Grabreliefs, das von der ägäischen durch ihre einstigen Goldbergwerke berühmten Insel Thasos stammt, tragen zwei der dort dargestellten Nymphen einen großen Ring in der Hand. Dieser Ring ist ein völlig geschlossener Ring. Der um den Hals zu tragende Ring bedarf aber einer besonderen Einrichtung, wie sie die römische torques zeigt: der Ring bleibt an einer Stelle offen und wird aus Metallstoff gewunden (torquere!), damit er auseinander gebogen und so um den Hals gelegt werden kann.

Unsere ethnologischen Sammlungen weisen alle Arten solcher Ringe auf. In großer Zahl enthält sie der neuerlichst entdeckte Oberwalder Goldschatz, den Sachkundige als im siebenten oder achten Jahrhundert entstanden bezeichnen.

Daß bei dieser Bedeutung des Ringes seine Nachbildung im Gebäck namentlich bei Opferfesten der heidnischen Zeit eine große Bedeutung hat, ergab sich hiernach von selbst; der Sonnengott war auch der Schutzgott des Ackerbaus und der Ernte.

(Fortsetzung folgt)



Die XIV. internationale Revue der Alkoholgegner in Mailand

Von Dr. Max Warnack in Berlin



In der letzten Septemberwoche tagte zu Mailand der XIV. internationale Kongreß gegen den Alkoholismus. Mehr noch als seine Vorgänger (1911 im Haag, 1909 zu London) gestaltete er sich zu einer höchst wirkungsvollen Kundgebung, die nicht sowohl durch die Beteiligung der Regierungen der meisten Kulturstaaten und einer sehr beträchtlichen Zahl von Vertretern alkoholgegnerischer Vereinigungen und Privatpersonen — ihre Zahl wird ungefähr vierhundert betragen haben — als durch Art und Umfang des mit großer Gewissenhaftigkeit erledigten Arbeitsprogrammes ein besonderes Gepräge erhielt. In sechs Tagen wurde in Vor- und Nachmittagsitzungen eine Fülle von Berichten entgegen-

*) Vgl. Hettner, Steindentmäler des Museums zu Trier S. 269. Steinhäusen, Germanische Kultur in der Urzeit S. 131.